

Der Kongreß der Demokraten in Chicago: Lenin bestimmt die Regie, Hollywood

Links, wo die blonde Mona Lisa lächelt

Die Partei bejubelt Hillary Clinton und zeigt, wie schwer sie sich mit dem Kurs ihres Mannes tut, der die Wahlen als beserer Republikaner gewinnen will

Von Josef Joffe

Chicago, 29. August - Es ist die Nacht, in der Hillary rehabilitiert wird - jedenfalls von den 4000 Getreuen der Partei, die das United Center kurz nach zehn plötzlich in einen wildwogenden Schilderwald verwandeln. 'Welcome Home Hillary', heißt es tausendfach blau auf weiß, und 'Chicago Welcomes Hillary'. Der Jubel überflutet die Ränge, schwillt zum Gebrüll an. Die First Lady, seit zwei Jahren wegen der Whitewater-Affäre im Visier von Staatsanwälten und Untersuchungsbehörden, lächelt und winkt und zeigt keine Regung. Die Regie läßt die Scheinwerfer verglimmen, um die tosende Menge zu beruhigen - vergebens. 'Wir sind hierhergekommen . . .', will Hillary Clinton ansetzen - donnedes Getrappel nimmt ihr die Worte. Sie lächelt cool und kontrolliert, eine Mona Lisa in türkis und blond. 'Ich bin überwältigt und Ihnen allen sehr dankbar.'

Der Jubelsturm ist wie eine seelische Entladung und verrät, was die Regie dieses Parteitages dem Volk vor den Bildschirmen höchstens in homöopathischen Portionen enthüllen möchte. Das Herz der Partei schlägt links, bekundet der minutenlange Lärm der Verzückten - dort, wo Hillary Rodham Clinton vor vier Jahren die Flagge in den Boden gerammt hat. Dort aber steht ihr Ehemann schon lange nicht mehr. Seit Monaten verkauft sich Bill Clinton äußerst erfolgreich, wie die Umfragen zeigen, als 'Neuer Demokrat' - als Präsident, der das Budget-Defizit dezimiert, der Arbeit und Verantwortlichkeit predigt, der den Wohlfahrtsstaat zusammenstaucht. Er verkauft sich als 'beserer Republikaner', als einer, der gerade soviel sozialdemokratischen Zucker

in den Programmtag rührt, daß Bob Dole, sein republikanischer Rivale, wie ein herzliches Ideolog dasteht, der bloß für die Reichen kocht.

Unbewußt ist der Applaus für die Gattin vielleicht auch ein Hieb gegen den Präsidenten, der dezidiert rechts von der Mehrheit der Parteitags-Delegierten marschiert und ihnen erst am Donnerstag, dem letzten Tag, die Ehre seiner Anwesenheit erweist. Der unter-schwellige Wunsch nach einem ganz anderen Bill Clinton mag auch die enthusiastische Reaktion auf die Rede von Jesse Jackson, dem schwarzen Linksaußen der Partei, erklären. Der spricht von den 'Spannungen' in der Partei, auch davon, daß 'viele von uns ihre Differenzen mit dem Präsidenten' haben, weil der vor ein paar Tagen kein Veto gegen die harsche Wohlfahrts-Reform der Republikaner eingelegt hat. Wieder drückt der ekstatische Applaus aus, was das Gros der Delegierten nicht zu sagen wagt. Jackson sagt: 'Wenn der Präsident den gesetzlichen Mindestlohn erhöht, wenn er für Quoten für Minderheiten (affirmative action) eintritt, wenn er für soziale Gerechtigkeit und Gleichheit steht, dann verdient er weitere vier Jahre.' Das ist eine Lobpreisung im verqueren Konditional. Dennoch, fast resigniert, schwankt selbst dieser Hüter des orthodoxen Feuers auf den Clinton-Kurs ein. 'Was ist denn unsere Alternative?'

Das Herz der Partei mag links schlagen, doch das der Wähler pocht in der Mitte, gar leicht rechts von ihr, wie der New Yorker Senator Daniel Moynihan, einst Politikprofessor in Harvard, mit Hilfe einer Cocktailserviette erklärt. Er zeichnet eine Glockenkurve, die Graphik einer statistischen

Normal-Verteilung. Danach die reelle, die den ideologischen Ist-Zustand des Wahlvolkes darstellen soll. Die Butte, welche die größte Gruppe symbolisiert, bläht sich auf der rechten Seite auf.

Gerade deswegen macht sich Joe Lieberman, sein Kollege aus Connecticut, Sorgen und blickt skeptisch auf die aufwallende Menge in der Arena des United Center. Er ist der Chef des Democratic Leadership Council, einer Parteilupierung, die den ideologischen Gegenkurs zu Jesse Jackson steuern will. 'Das kann ins Auge gehen', sagt er, 'wenn die Leute da draußen die Überzeugung gewinnen, daß der Präsident anders redet als der Parteitag fühlt.'

Das ist das Hauptproblem der Regie, die unter der Bühne - gewellte blauweißrote Zinnen im Disney-Look - in den Räumen 25 und 26 ihren Befehlsbunker hat. Hier checkt ein Elf-Mann-Team des Weißen Hauses die Reden ab, auf daß nicht zuviel Abweichler über die Networks in die Wohnzimmer gelangen; hier wird der minutiöse Zeitplan überwacht, damit sich die richtigen Leute zur prime time zwischen 19 und 22 Uhr der Nation darbieten. Hier wird tagtäglich versucht, ein Dilemma auszutariieren: Wie vier Tage lang die Aufmerksamkeit des Wahlvolkes auf einen Parteitag ziehen, bei dem Langeweile zugleich Schicksal und Pflicht ist?

Die Langeweile ist vorgegeben bei einem Nominierungs-Konvent, wo alle Fragen, die normalerweise einen solchen zu beschäftigten haben, beantwortet waren, noch bevor einer der 4000 Delegierten seine Hotelreservierung gefaxt hatte. Der Spitzenkandidat? Er heißt Bill Clinton, seit vier Jahren. Die Nummer Zwei? Die heißt Al Gore, auch

seit vier Jahren. Das Parteiprogramm? Keine Debatte, es wird pflichtgemäß ohne Widerrede verabschiedet.

Bei deutschen Parteitagen ist wenigstens eine kleine Revolte gegen 'die da oben' als eine Art Gruppentherapie programmiert. Das ist gut fürs Seelenleben der Parteisoldaten, und wenn nicht gerade ein Schaping vor der aufgereihten Truppe demonstriert wird, auch ungefährlich für die Führung. In Chicago aber durfte nicht ein einziger Funke die verordnete Harmonie stören, hätte doch die ser die offenkundige Wahlkampfstrategie ankeln können. Und die heischt, was jeder weiß und bis zur Selbstverteugung verinnerlicht hat: eiserne Disziplin im linken Lager, Waffenstillstand zwischen allen Flügeln, damit die 'Neuen Demokraten' Clinton und Gore auf ihrem halbrechten Mittelkurs ihre four more years bekommen.

Das Trauma dieser Partei heißt 'Chicago '68'. Damals, auf der Höhe des Vietnamkrieges und der Studentenrevolte, kämpften draußen die jugendlichen Protestler mit Urin-Beuteln und Stinkbomben gegen eine brutalierte Chicagoer Polizei, während sich drinnen die Partei selbst meuchelte. Und die Nation saß vor dem Fernseher in der ersten Reihe. Die Folge: Die Republikaner-Garde Nixon, Ford, Reagan und Bush nahm das Weiße Haus in Erbpacht; für die Demokraten brach ein 24 Jahre währendes politisches Exil an, das nur kurz unterbrochen wurde von Jimmy Carter. Wenn Clinton im November gewinnt, wird er der erste Demokrat-Präsident seit Roosevelt sein, der einen zweiten Wahlsieg geschafft hat. Diese historische Chance will selbst ein Jesse Jackson nicht verspielen.

Folglich bestimmt Lenin, der Erfinder des 'demokratischen Zentralismus', das Drehbuch von 'Chicago '96'. Doch im Kampf gegen die Langeweile muß Hollywood für die Choreographie einspringen, damit die vier Tage bis zum emotionalen Höhepunkt der Clinton-Rede am Donnerstagabend (dann ist es in Deutschland Freitag früh) nicht zum Quotenkiller verkommen. Das klassische Rezept hat Hollywood (wo die meisten Stars, Regisseure und Produzenten ohnehin 'Clintonistas' sind) längst mit dem alljährlichen Oscar-Glamour perfektioniert. So wirkt der Parteitag immer wieder wie die Verteilung der Academy Awards mit dem falschen Publikum. Es trägt nicht Smoking, sondern Khaki und Polyester, Westen in den Nationalfarben und Hüte, die selbst auf dem Münchner Oktoberfest für einen Auflauf gut wären. Es ist ein buntes Völkchen, viel bunter und besser gelaunt als die deutschen Kollegen auf CDU- und SPD-Parteitagen. Und am frühen Abend, vor der prime time, wenn die Reservespieler ihre drei Minuten auf dem Podium haben,

gibt es zu den Klängen von Macarena eine praktische Mischung aus Aerobic und gemeinschaftstiftendem Gesang.

Es treten auch Barbra Streisand auf und Aretha Franklin (mit einer tremolierenden Version der Nationalhymne), die 'Soul Children of Chicago' und die Truppe des Broadway-Musicals Rent mit dem Hit 'Season of Love'. Es sprechen Fabrikarbeiter, Polizisten, Schulräte, Aids-Aktivistin, Soldaten, Gewerkschaftler, Provinz-Bürgermeister, unbekannte Kongreß-Kandidaten - es spricht die ganze Gesellschaft, Menschen, die daran erinnern, daß es auch eine Welt jenseits der großen Politik im 'Raumschiff Washington' gibt. Doch tun sie es fein dosiert, immer an der unsichtbaren Leine der Regie im Bunker unter dem Podium: sie sorgt dafür, daß die reale Politik - der Kampf um Besitzstände und Interessen, um Ideologie und Macht - nicht das heitere Bild verdunkelt, das die Demokraten der Nation bieten möchten. Politik pur, dessen Wesen der Streit ist, muß auf diesem Parteitag der Inszenierung von

Mythen weichen.

Diese Aufgabe löst die Regie schon am ersten Tag meisterlich. Sie läßt Christopher (Superman) Reeve auf die Bühne rollen. Der Schauspieler, der heute 43 Jahre alt ist, war vor einem Jahr vom Pferd gefallen; seitdem ist er gelähmt. Im verdunkelten Rund der Arena wird der Krüppel zum Heros. Halbsitzend, halb liegend, mit stockender Sprache, die dem Diktat der Beatungsmaschine gehorchen muß, schlägt Reeve die 20 000 Delegierten, die Journalisten und Gäste, ja die ganze Nation in seinen Bann. Es ist der Amerikanische Traum, der biblische Mythos von pharaonischer Unterdrückung, vom Auszug aus Ägypten und der Befreiung im gelobten Land, den Reeve mit monotoner Stimme in die Arena projiziert. 'Wir vollbringen oft das Unmögliche; das ist Teil unseres nationalen Charakters. An der Wand meines Krankenzimmers hing ein Bild von einer startenden Raumfähre. Darüber standen die Worte: 'Wir haben entdeckt, daß nichts unmöglich ist.' Das sollte auch unser

Motto sein. Es ist kein demokratisches, kein republikanisches Motto, sondern ein amerikanisches.' Er hält ein Plädoyer für die Schwachen, Behinderten und Kranken, die Verheißung der Erlösung durch das Füreinander. 'Amerika läßt sie nicht alleine, Amerika wird stärker, wenn wir alle füreinander sorgen.'

Das ist Inspiration pur, ein quatsireligiöses Erlebnis, aber mit einem hübschen, ganz und gar parteipolitischen Nebeneffekt. Kein Wort vom republikanischen Gegner kommt über Reeves Lippen, doch weiß jeder, wer gemeint ist: Welche Partei für Solidarität und Fürsorge steht - und welche für hartleibigen Egoismus und die kaltherzige Dezimierung der Sozialbudgets.

Damit wird der Traum der Parteitagsstrategen wahr: Die Demokraten treten nicht mehr als Selbstzerfleischer auf, sondern als Heiler der Nation. 28 Jahre nach dem Bruderkrieg von Chicago hat die Partei endlich ihre Pflicht getan und sich selbst ruhiggestellt. Dr. Clinton, übernehmen Sie.